

Elias Chacour —

Israeli,
Palästinenser,
Christ

Sein Leben erzählt von
Pia de Simony
und Marie Czernin



HERDER

*Elias Chacour –
Israeli, Palästinenser, Christ*

Sein Leben erzählt von Pia de Simony
und Marie Czernin

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Sacha mit dem Wunsch gewidmet,
dass er eines Tages den Frieden im Heiligen Land erlebt.*

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2007

www.herder.de

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

ISBN: 978-3-451-33150-3

Inhalt

Ein dramatischer Anruf 7 – Der Feigenbaum 9 – Eine melkitische Familie 11 – Die Zionisten kommen 12 – Vertreibung aus Biram 16 – Terror der 20er Jahre 18 – Heiliges Land – Land des Krieges 19 – Flüchtlinge im eigenen Land 20 – Arbeit im Feigengarten 24 – Abschied und Aufbruch 25 – Weihnachtsschrecken 28 – Nachhall der Kanonenschüsse auf Biram 30 – Seminar in Nazareth 31 – Botschaft vom himmlischen Frieden 34 – Saint-Sulpice in Paris 37 – Verzernte Wahrnehmung 41 – Seltsamer Zwischenfall in Deutschland 45 – Warum Palästina? 47 – „Arabische Rebellion“ 51 – Ahnung vom eigenen Weg 53 – Zollkontrolle in Haifa 56 – Wo soll man parken? 58 – Priesterweihe in Nazareth 60 – Biram – eine Sehenswürdigkeit für Touristen? 61 – „... denn das Land gehört mir ...“ 63 – Die Seligpreisungen 67 – Seelsorger im „Wespennest“ 69 – Ibillins Geschichte 72 – Nonnen kommen zu Hilfe 76 – Familienfehden 79 – Exerzitien beim Bischof 80 – Tanz auf dem Vulkan 81 – Versöhnung am Palmsonntag 83 – Blitzeinschlag in der Moschee 87 – An der Hebräischen Universität in Jerusalem 89 – Der Sechstagekrieg 90 – Ein Symposium über die Liebe 93 – Yassir und Suha Arafat 95 – Die Hoffnung des Bischofs 96 – „Wir sind *eine* christliche Familie ...“ 98 – Flucht nach Genf 103 – Friedensversammlung in Biram 105 – Der Jerusalem-Marsch 106 – Schwere Rückschläge 110 – Eine schwierige Versetzung 111 – Der Traum von der Schule 112 – Hoffnung und Widerstand 116 – Das Leiden Farajs 118 – Ein schwerer Abschied 119 – Ein Ding der Unmöglichkeit 120 – Eine Art Auferstehung 123 – Keine Waffenfabrik, kein Gefängnis 125 – Entführung nach Sabra 126 – Der Traum wird Wirklichkeit 129 – Die Massakernachricht 134 – Eine Schule vor Gericht 136 – Eine Selige aus Ibillin 137 – „Der heilige Vater mit dem Papst“ 139 – Nächtlicher Angriff 140 – Eine Anzeige 141 –

Dunkle Wege 142 – Die erste Intifada 143 – Wiederbegegnung mit Gideon 146 – „Erscheinung“ in Washington 147 – Abkürzung nach Jerusalem 149 – Der Friedensnobelpreisträger kommt nach Ibillin 151 – Der Papst im Heiligen Land 152 – Auf dem Berg der Seligpreisungen 155 – Märtyrer aus der Mar-Elias-Schule 155 – Auftrag für den Frieden 160 – Eine Vision gewinnt Gestalt 161 – Der Himmel ist in Japan 163 – Das amerikanische Ehrendoktorat 165 – „... euer vergessener Bruder ...“ 168 – Terror auf beiden Seiten 169 – Im Schatten des 11. September 171 – Transport nach Betlehem 173 – Auf dem Weg nach Jericho 175 – Chancen für die Frauen 177 – Stärker als der Sturm 179 – Father Roberts Haus 181 – Trennmauern 183 – Den Messias erkennen 184 – Ein Traum wird wahr 185 – Vom Geist der Schule 188 – „Die Schöpfung“ in Ibillin 190 – Anschlag in Mughar 193 – Einweihung der „Bergpredigt“-Kirche 196 – Weihnachtswünsche von Sharon 198 – Der neue Erzbischof 200 – Ein verhindertes Anschlag 203 – Karfreitag 2006 205 – Raketenangriffe auf Haifa 207 – Gedenkfeier für einen Ibilliner 210

Nachwort 213

Zeittafel 216

Ein dramatischer Anruf

Das Haus von Abuna Elias Chacour füllte sich mit Hochzeitsgästen. Es war am 4. August 2005 in Ibillin. Ein unvergesslicher Tag für das christlich-palästinensische Brautpaar sollte es werden, ein Tag, der ein Leben lang in Erinnerung bleiben sollte. Beim Abuna („Väterchen“ auf Arabisch) fühlten sich die Frischvermählten fast wie zu Hause. Fröhlich und unbeschwert war die Stimmung im Pfarrhof an diesem lauen Sommernachmittag. Bis das Telefon klingelte. Abuna Elias blieb wie angewurzelt stehen, als er hörte, wie ihn am anderen Ende der Leitung ein Kommissar der israelischen Polizei um Hilfe bat. Ein jüdischer Fahrgast hatte soeben im Nachbardorf Shefaram in einem Bus wild um sich in die Menge geschossen und neben dem Busfahrer ein Mitglied der melkitisch-katholischen Gemeinde sowie zwei muslimische Schwestern getötet, die gerade von der Uni in Haifa nach Hause unterwegs waren. Zwölf weitere Businsassen wurden zum Teil schwer verletzt. Schließlich hatten die Fahrgäste den Attentäter überwältigt und ihn auf der Stelle umgebracht. Die Toten und Verletzten konnten gerade noch rechtzeitig geborgen werden. In der Zwischenzeit hatten sich aber Tausende von Menschen am Tatort versammelt. Der leblose Terrorist lag noch im hinteren Teil des Busses. Die aufgebrachte Menge war jetzt nicht mehr zu bremsen. Benzin wurde in und um den Bus herumgeschüttet. Polizei und Grenzschutz – mehr als zweitausend Schwebewaffnete – wurden in einem Soforteinsatz über eine Luftbrücke in das Städtchen eingeflogen. Doch Terror mit Gewalt zu bekämpfen war nicht die Lösung.

Abuna Elias – schon bekannt als Vermittler zwischen zerstrittenen Gruppierungen – war ein Lichtblick in der hoffnungslosen Situation. Das wusste auch der Kommissar: „Wir brauchen Sie, Pater Elias! Bitte kommen Sie – ganz schnell!“ Ohne zu zögern brach Elias Chacour auf. Endlos kam ihm der Weg an diesem Tag vor. Noch fünfhundert Meter zu Fuß bis zum Bus. Die Menschen klebten

förmlich aneinander. Man kam nirgendwo mehr durch. Es war unerträglich heiß. Der israelische Polizeiminister winkte ihm vom Dach eines Hauses zu: „Kommen Sie herauf und sprechen Sie zu den Menschen! Sie sollen Platz machen, sonst wird es ein großes Massaker auf beiden Seiten geben ...“ Abuna Elias blieb besonnen: „Ich muss aber zuerst den Toten sehen.“ Der Kommissar erwiderte leicht nervös: „Wie können Sie den Bus inmitten der vor Wut kochenden Menschenmasse erreichen?“ „Folgen Sie mir – es wird schon gehen.“ Mit freundlichen Worten und mit der Überzeugung, dass kein weiteres Blut vergossen werden durfte, bahnte er sich den Weg durch die Menge. Es vergingen fünfzehn Minuten, bis beide, der Kommissar und der Priester, schließlich den Bus erreichten. Ein Dutzend Polizisten standen im Bus herum, eingekesselt von wild aufgebracht Menschen. Niemand wagte es, sich zu bewegen. Viel Lärm und Geschrei lag in der Luft. Wie konnte man den Leichnam des jüdischen Amokläufers bergen? Für Elias Chacour stand fest: Dies war unabdingbar, um die Situation zu entspannen. Doch eine einzige falsche Geste hätte genügt, um eine Lawine loszutreten. Er schaffte es, nicht ganz ohne Herzklopfen, in den Bus zu steigen. Spontan kam ihm seine verstorbene Mutter in den Sinn, wie sie für ihn betete: „Sei vorsichtig, mein Sohn ...“

Inzwischen wurde es dunkel. Die Straßenlaternen warfen ihr fahles Licht auf die mit Blut getränkten Sitze. Ein Anblick des Grauens: Das Gehirn des Busfahrers hing in einer Plastiktüte an der linken Seite des Eingangs ... Dann erreichte der Pfarrer den toten Juden. Er dachte: „Mein Gott, hab' Erbarmen mit ihm! Nutzlos vergossenes Blut meiner Brüder und Schwestern: Christen, Muslime und ein Jude ...“

Mit ruhigen, aber bestimmten Worten redete Chacour auf die Menschen ein, über eine Stunde lang. Rache, Hass und Vergeltung schwebten in der Luft. Es schien eine kleine Ewigkeit zu sein, bis die Polizisten die Leiche ins Polizeiauto tragen konnten. Die aufgebrachte Menge beruhigte sich allmählich, bis schließlich die Menschen erschüttert nach Hause gingen.

Dennoch schienen alle Bemühungen um Versöhnung oder einen Dialog an jenem Nachmittag endgültig vergeblich. Tiefliegende Wunden waren jäh wieder aufgerissen. Doch dann geschah ein kleines Wunder: Zehntausende Menschen folgten am nächsten Tag dem Aufruf Chacours zu einem Schweigemarsch gegen Hass und Gewalt. Sie zogen durch das Städtchen: junge und ältere Männer, dann auch Frauen und Kinder. Palästinensische Araber – Christen, Muslime und Drusen. Sie kamen alle, um ein Zeichen für Frieden und Versöhnung zu setzen. Es war ein starkes Zeichen. Auch Tausende von Juden strömten nach Shefaram, um den verzweifelten Familien der Opfer ihr Mitgefühl zu zeigen. Für dieses eine Mal wurde ein Terrorakt nicht von Hassrufen begleitet, die nach Vergeltung schreien. Alle waren sich einig: Wir wollen kein weiteres Blutvergießen! Stoppt die Gewalt!

Abuna Elias blickte auf die Menschenmenge und dachte sich: „Armes Israel – dieses zerrissene Land sehnt sich immer nur nach Frieden, nach nichts anderem als Frieden. Man spricht zwar ständig von ihm, hat aber stattdessen Krieg, nichts anderes als Krieg. Die Palästinenser wollen Gerechtigkeit, bekommen sie aber nicht. Wie soll es dann jemals Versöhnung geben ...?“

Der Feigenbaum

In Chacours Erinnerung tauchte wieder der Lieblingsfeigenbaum seiner Kindheit im 1500-Seelendorf Biram auf. Sein Vater hatte in einen Stamm die Triebe sechs verschiedener Feigenbäume eingepflanzt, als symbolisches Zeichen der Zugehörigkeit aller Nichtjuden zu Gottes auserwähltem Volk. An diesem Baum rankte sich ein Rebstock mit üppigen Weintrauben hoch. Ganz oben saß damals der achtjährige Bub Elias unzählige Male, einen Arm um den höchsten Ast geschlungen und nach den saftigen Früchten greifend. In der Abendsonne schaute er hinunter auf den gepflegten Obstgarten seiner Eltern, der den ganzen Hügel bedeck-

te. Dahinter erhob sich das üppige, majestätische Hochland des oberen Galiläa. Seit Jahrhunderten lebte der Familienclan der Chacour auf diesen Anhöhen und weidete seine Schafe. Dem jungen Elias gehörte 1947 noch eine friedliche Welt, mit Feigenbäumen und Olivenhainen, unzähligen Cousins, Tanten und Onkeln. Die Steinhäuser des Dorfes reihten sich aneinander, jeder kannte jeden. Die Haushalte bildeten in den Augen des kleinen Elias eine große Familie. Biram schien in dieser Atmosphäre in aller Stille seine Kinder aufzuziehen, seine Ernten einzuholen und unbekümmert unter den Sternen zu schlummern. Hier fühlte er sich geborgen und beschützt, „als ob die Arme Gottes selbst unsere Hügel umfassen hielten“, erinnert sich Chacour viele Jahre später an die Nestwärme in seiner Familie.

Er selber, das Nesthäkchen, hatte vier ältere Brüder und eine Schwester. Von seinem Vater, Michael Moussa, der stets die traditionelle Keffiyeh trug, lernte er die Sprache der Geduld, Vergebung und Liebe. Er war ein Mann des Friedens. Wenn er abends nach Hause zurückkehrte, brachte er eine fast mystische Ruhe mit. Seine Augen leuchteten und ein gütiges Lächeln lag auf seinem Gesicht. Katoub, seine Mutter, konnte zwar weder lesen noch schreiben, doch war sie unschlagbar im Geschichtenerzählen oder im auswendigen Vortragen langer Textpassagen der Bibel. Elias saß dann auf ihrem Schoß, spielte mit den beweglichen Tauben und Fischen an ihrer Halskette, während sie ihm Szenen aus der Bibel und dem Evangelium schilderte: „Weißt du, Elias, dass Jesus aus Nazareth kam, nicht weit entfernt von uns?“ Für den Kleinen war Jesus wie ein Freund von nebenan. Ein Nachbar aus Fleisch und Blut. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie er mit seinen Jüngern am Haus seiner Eltern vorbeikam und durch den kühlen Schatten im Feigengarten spazierte. Für seine Mutter waren die Seligpreisungen das Wesentliche an der ganzen Lehre Jesu. Auch wenn der Knabe diese Strophen noch nicht ganz begreifen konnte, hörte er doch aufmerksam zu:

*„Selig, die arm sind im Geist; denn ihnen gehört das Himmelreich.
Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.*

Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land erben.

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden.

Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden.

Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig die Friedensstifter; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.

Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft, verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt.“ (Matthäus 5, 3–12)

Was meinte denn wohl Jesus damit? Wie kann man selig sein, wenn man arm ist oder trauert? So sinnierte das Kind vor sich hin. Wohlbehütet war er ins achte Lebensjahr hineingewachsen und kannte noch keinen echten Seelenschmerz. Und was bedeutete überhaupt „Friedensstifter“? Erst viel später in seinem Leben sollte er den Sinn dieser Sprüche in ihrer vollen Tragweite erkennen ...

Eine melkitische Familie

Wie Noah oder Abraham im Alten Testament, wollten Chacours Eltern den Kindern ihr wertvolles geistiges Erbe weitergeben. Sie waren melkitische Christen und dieses Erbe war tief in der Geschichte verankert, die bis ins erste Jahrtausend zurückgeht. Die sogenannten Melkiten sind ursprünglich Christen der Patriarchate von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, die sich in der Zeit der christologischen Streitigkeiten im 5. Jahrhundert für die dogmatischen Festlegungen des Konzils von Chalkedon und

damit für den Glauben des griechischen Kaisers entschieden haben. Diesem Glauben sind sie auch nach dem Zusammenbruch der Herrschaft von Byzanz treu geblieben. Ihre Gegner gaben ihnen abwertend den Namen „Melkiten“ (die „Kaisertreuen“ – abgeleitet von „melech“, Arabisch für „König“).

Die Vorfahren Chacours gehörten zu jenen Melkiten, die die zerstrittenen Kirchen wieder zusammenbrachten. Ihre Familie gehörte zu einer mutigen Gruppe, die weiter am alten Glauben Chalkedons festhielt und sich in der Zeit der Kreuzzüge ausländischen Übergriffen und damit auch all den kriegerischen Aktionen widersetzte, die den Einfluss Roms im Heiligen Land festigen sollten. Jahrhunderte später begann eine Bewegung unter den Melkiten, Brücken für eine Aussöhnung mit Rom zu bauen. Seit Ende des 17. Jahrhunderts sind diese mit Rom uniert, erkennen also den Papst als Kirchenoberhaupt an. Doch in der Liturgie halten sie bis zum heutigen Tag an den orthodoxen Traditionen fest. Deshalb wird die melkitische Kirche auch als griechisch-katholische Kirche bezeichnet.

Die Zionisten kommen

Die Fähigkeit, gegensätzliche Kräfte miteinander zu versöhnen, wurde also dem kleinen Elias schon in die Wiege gelegt. Sein Vater hatte ihm außerdem oft genug vorgelebt, wie man als tiefgläubiger Mensch in härtesten Zeiten mit Menschen wie auch mit Katastrophen umgehen kann.

So etwa an einem Frühlingsabend 1947, als er mit einem Lamm nach Hause kam und seine Kinder um sich versammelte. „Ich habe euch jetzt etwas Besonderes zu erzählen: In Europa gab es einen Mann namens Hitler. Wie ein Satan war er. Jahrelang ließ er von seinen Mördertruppen jüdische Menschen töten. Millionen von Männern und Frauen, Großeltern und Enkeln – sogar

im Kindesalter, Jungen und Mädchen wie ihr. Er ließ sie umbringen, nur weil sie Juden waren! Hitler ist jetzt tot. Aber unsere jüdischen Brüder haben viel gelitten und sie sind daher sehr verängstigt“. Traurigkeit lag in seinen Augen: „Sie können nicht in ihre Häuser in Europa zurückkehren, und in der restlichen Welt sind sie nicht erwünscht. Deshalb kommen sie nun hierher, um sich in ihrer uralten Heimat nach einem neuen Zuhause umzusehen. In wenigen Tagen, Kinder, werden jüdische Soldaten durch Biram fahren. Man nennt sie ‚Haganah‘. Ein paar werden in jedem Haus einquartiert und bleiben. Einige werden sogar hier bei uns wohnen – vielleicht eine Woche lang. Dann werden sie weiterziehen. Ihr habt keinen Grund, Angst zu haben. Wir müssen besonders freundlich sein und ihnen das Gefühl eines Zuhauses geben.“

Vaters besonnene Worte hatten den kleinen Elias nicht sonderlich beunruhigt. Verwirrt hatten ihn eher die düsteren Mienen seiner Geschwister. Fühlten sie sich etwa bedroht? Als hätte ihr Vater die Gedanken seiner Kinder erraten, teilte er feierlich mit: „Deshalb habe ich dieses Lamm gekauft, seht ihr? Wir werden ein Fest für unsere jüdischen Brüder vorbereiten und so die Auferstehung heute früher als vorgesehen feiern. Denn sie wurden vom Tod bedroht und sind nun am Leben!“ Die frostige Stimmung war wie weggeblasen, als er ankündigte: „Die beste Neuigkeit ist übrigens, dass ihr auf unserem Flachdach schlafen dürft – unter dem Sternenhimmel!“ Die Begeisterung aller Kinder war spürbar. „Vater im Himmel“ – so begann der Vater an jenem Abend sein Gebet – „helf uns, damit wir unseren jüdischen Brüdern Liebe entgegenbringen, ihnen Frieden vermitteln, so dass ihre kummervollen Herzen Ruhe finden ...“

In ganz Biram hatte man damals noch keine Ahnung, dass inzwischen schon ein „master plan“ ausgearbeitet war und machtvolle Kräfte in Jerusalem, Europa und Amerika dabei waren, nicht nur das Schicksal dieses kleinen galiläischen Dorfes, sondern das des ganzen palästinensischen Volkes zu besiegeln.

Für den kleinen Elias tat sich später ein Weg auf – ein Weg in Richtung Frieden. Doch er sollte ihn durch lange, bittere Konflikte führen. Zu jenem Zeitpunkt konnte er das weder ahnen noch begreifen.

Die Schreckensnachricht, dass die jüdischen Soldaten mit Maschinengewehren bewaffnet nach Biram kommen sollten, sprach sich bald wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf herum. Chacours Vater konnte diese Neuigkeit nicht erschüttern, denn die Zionisten hatten den Dorfvorstehern doch ihr Wort gegeben, nur einige Tage zu bleiben. Entsprechend der Idee von Theodor Herzl war ihr Ziel jedoch die Rückführung des jüdischen Volkes in sein altes Heimatland. Der Vater hatte nichts dagegen, wenn sich einige Juden aus Europa in seiner Nachbarschaft niederlassen wollten. Sein ältester Sohn Rudah war aber wegen der Waffen höchst beunruhigt. Wozu Maschinengewehre tragen, wenn die Soldaten nur friedliche Absichten hatten?, dachte er. So besorgte er sich ein halb verrostetes Gewehr, um seine Familie im Notfall zu beschützen. Als sein Vater die Waffe in Rudahs Händen entdeckte, nahm er sie ihm sofort weg: „Wir wenden niemals Gewalt an! Auch dann nicht, wenn uns jemand verletzt.“ Rudah starrte ihn fassungslos an: „Warum tragen dann die Soldaten Gewehre?“ „Mein lieber Sohn“, antwortete ihm sein Vater und legte den Arm um Rudahs Schultern: „Jahrhundertlang lebten unsere jüdischen Brüder im Exil in fremden Ländern. Sie wurden gejagt und gequält. Viele von ihnen lebten in Armut, Angst und Trauer. Wenn Menschen große Angst haben, meinen sie, sie müssten zum Schutz Gewehre tragen. Ihre Seelen sind schwach, weil sie den inneren Frieden verloren haben.“ Rudah bohrte nach: „Und wenn die Soldaten uns doch etwas antun werden?“ Sein Vater lächelte: „Juden und Palästinenser sind doch Brüder – echte Blutsbrüder. Wir haben denselben Vater, Abraham, und denselben Gott. Wir dürfen das nie vergessen, verstehst du? Bringen wir jetzt das Gewehr fort!“ Elias, der mit seinen Geschwistern stumm dem Gespräch folgte, starrte staunend seinen

Bruder mit der feinen Adlernase an. An jenem Abend ahnte er noch nicht, dass er mit seiner Familie eine der letzten Nächte im eigenen Haus verbringen würde.

Noch im Licht der Morgendämmerung wurde Biram wenige Tage später durch ein ungewohntes Rattern geweckt: Es waren viele Lastwagen und Jeeps, die den Hügel hinunterrollten. Die angekündigten Zionisten waren da. Sie trugen grau gelbe Uniformen. Vier von ihnen luden bei Chacours ihr schweres Gepäck ab, um sich bei ihnen einzuquartieren. Das Lamm wurde geschlachtet, doch aus dem Abendmahl wurde kein Fest, wie die Gastgeber es sich vorgestellt hatten. Katoub, die schweigsame Mutter, servierte allen reichlich gefüllte Teller mit Lammfleisch, Gemüse und Brot. Die Soldaten aßen alles mit großem Appetit, doch die Atmosphäre blieb dabei äußerst kühl. Den Kindern war mulmig zumute. Am meisten störten Rudah und Elias die Gewehre, die immer in Sichtweite waren. Sie fühlten sich wie ohnmächtig angesichts der Waffenstärke der Uniformierten. Zum ersten Mal wurden sie mit fremder Macht konfrontiert und spürten, dass sie – wie auch die anderen Bewohner von Biram – selbst keine Macht besaßen. Ein unbehaglicher Gedanke. Sogar beim täglichen Gang zur Dorfschule sahen sie plötzlich an jeder Ecke Gewehrläufe glänzen.

Eine Woche später rief der militärische Befehlshaber alle Männer der Ortschaft zu sich: „Euer Dorf befindet sich in ernster Gefahr“, teilte er ihnen lapidar mit. „Eure Sicherheit ist gefährdet, wenn ihr in euren Häusern bleibt. Zieht für ein paar Tage hinaus in die Hügel! Schließt einstweilen alles ab und übergebt uns die Schlüssel. Ich gebe mein Ehrenwort, dass nichts zerstört wird.“ Die meisten Männer waren natürlich nervös. Sie erinnerten sich noch gut an den Aufstand und an die Besetzung durch britisches Militär in den 1930er Jahren. Außerdem wurde von neuen Bombenanschlägen in Jerusalem, von Spannungen zwischen Briten und Zionisten gesprochen. Vielleicht war es wirklich besser, ihre

Familien in Sicherheit zu bringen – dachten die Männer beim Nachhausegehen. „Geht am besten heute noch“, rief ihnen der Kommandeur nach, „und ohne Gepäck!“

Vertreibung aus Biram

Das Ehepaar Chacour ließ noch am selben Tag alles zurück, bis auf die schweren Kleider, die die Kinder in mehreren Schichten am Leib trugen. Das Schloss wurde verriegelt, der Schlüssel einem der Soldaten ausgehändigt. Dutzende von Familien strömten gleichzeitig aus Biram hinunter in Richtung Olivenhain. Er schien ihnen ein geeigneter Zufluchtsort für die darauffolgenden Nächte zu sein. Doch nach zwei Wochen wurden die Kampierenden mit jeder Nacht steifer durch das unbequeme Schlafen auf dem feuchten Boden. Gereizt durch das lange vergebliche Warten auf eine Nachricht stiegen einige Männer den Hügel zu ihrem Dorf hinauf. Ihnen stockte der Atem beim Anblick ihrer Häuser: Türen waren eingebrochen, Möbel verschwunden, Vorhänge zerrissen, überall lagen Scherben von Fenstern und Geschirr am Boden. „Was macht ihr hier?“, fauchte ein bewaffneter Soldat sie an. „Wir wollen nur unsere Frauen und Kinder heimbringen!“ Der Ranghöchste näherte sich ihnen: „Der Kommandeur ist weg“, sagte er kaltblütig. „Er hat uns zurückgelassen, um das Dorf zu beschützen. Dieses Land gehört jetzt uns. Ihr habt hier nichts mehr zu suchen – weg mit euch!“, schrie er sie an und verjagte sie mit dem Gewehr. Die fassungslosen Familienväter rannten, so schnell sie nur konnten, wieder den Hang hinunter. Ihr entsetzlicher Bericht machte in Windeseile die Runde. Dann standen alle steif da, wie vom Schlag getroffen. Der Betrug traf sie wie ein Schnitt mit dem Messer. Eine tief klaffende Wunde, die höllisch weh tut. Den jungen Elias befiel eine seltsame Schwermut. Zum ersten Mal bemerkte er den Schock in den weit aufgerissenen Augen seines Vaters. So bestürzt hatte er ihn noch nie erlebt. Was war zu tun?